
2.1 Das qualitative Paradigma: Methodologische Hintergründe und Forschungsprinzipien

Bei der Entscheidung, wie die Fragestellung in einer qualitativen Forschung empirisch umgesetzt werden soll, ist es von zentraler Bedeutung, sich klarzumachen, was das qualitative Paradigma ausmacht, d. h. was qualitative bzw. rekonstruktive Sozialforschung von der quantitativen, genauer: standardisierenden Sozialforschung unterscheidet. Daher sollen einleitend die Prinzipien qualitativer Sozialforschung zusammengetragen und vorgestellt werden. Verschiedene Autoren (vgl. z. B. Bohnsack 2003: 13-30; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008: 25-51; Rosenthal 2005: 39-83) haben diese Prinzipien herausgearbeitet, wobei je nach theoretisch-methodologischer Verortung unterschiedliche Aspekte im Vordergrund stehen und die Aufmerksamkeit stärker auf Erhebungs- oder auf Auswertungsverfahren gerichtet wurde. Einigkeit besteht darin, dass die Sozialforschung, die hier als genuin qualitativ bezeichnet werden soll, durch folgende Prinzipien gekennzeichnet ist: durch die methodische Prämisse einer immer schon interpretierten sozialen Welt, durch Offenheit während der gesamten Forschungsarbeit, durch Kommunikation in der Erhebung, durch Rekonstruktion in Auswertung sowie durch das Selbstverständnis als methodisch kontrolliertes Fremdverstehen (vgl. Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1973; Bohnsack/Nohl 2001). Damit verbunden sind weitere die Forschung leitende Prinzipien und Forschungsstrategien, auf die wir ebenfalls eingehen werden.

Die qualitative geht als *interpretative* Sozialforschung davon aus, dass Menschen im Alltag die Wirklichkeit um sich herum beständig deuten und interpretieren. Alfred Schütz hat das so formuliert:

„Unser gesamtes Wissen von der Welt, sei es im wissenschaftlichen oder im alltäglichen Denken, enthält Konstruktionen, das heißt einen Verband von Abstraktionen, Generalisierungen, Formalisierungen und Idealisierungen, die der jeweiligen Stufe

gedanklicher Organisation gemäß sind. Genau genommen gibt es nirgends so etwas wie reine und einfache Tatsachen. Alle Tatsachen sind immer schon aus einem universellen Zusammenhang durch unsere Bewußtseinsabläufe ausgewählte Tatsachen. Somit sind sie immer interpretierte Tatsachen: entweder sind sie in künstlicher Abstraktion aus ihrem Zusammenhang gelöst oder aber sie werden nur in ihrem partikularen Zusammenhang gesehen. Daher tragen in beiden Fällen die Tatsachen ihren interpretativen inneren und äußeren Horizont mit sich“ (Schütz 2004: 158).

Mit dem Begriff „*Konstruktion*“ ist nun nicht gemeint, dass unsere Weltwahrnehmung etwa fiktiv oder beliebig zusammengebastelt und damit auch leicht umzubauen sei. Schütz zielt vielmehr darauf ab, wie wir die Welt in unserem Alltag wahrnehmen, ordnen und begreifen: Wir deuten, indem wir abstrahieren und kategorisieren, also Erscheinungen um uns herum Typen zuordnen.

Schütz illustriert diesen Gedanken im Text am Beispiel „Hund“. Im Laufe unseres Lebens haben wir aufgrund von Erfahrungen eine Vorstellung davon entwickelt, was ein Hund ist. Daher können wir konkrete Exemplare, die wir noch nie gesehen haben, diesem Begriff zuordnen und als Hund benennen. Welcher Grad an Abstraktion dem zugrunde liegt, kann man sich klarmachen, wenn man überlegt, was alles in diese Kategorie fällt: von einer Dänischen Dogge oder einem Bernhardiner über Pitbull und Pudel bis hin zum Mops oder auch dem „Schoßhündchen“. Wir unterstellen allen diesen Exemplaren Gemeinsamkeiten, dass sie zum Beispiel bellen oder beißen können – auch wenn sie das im Moment nicht tun – und dass sie bestimmte Eigenschaften haben. An Interpretationen und Kategorisierungen wie diesen orientieren wir unser alltägliches Verhalten. Schütz spricht entsprechend davon, dass unsere „unangezweifelte Vorerfahrungen“ als „typische Erfahrungen verfügbar“ seien und „offene Horizonte zu erwartender ähnlicher Erfahrungen mit sich (tragen)“ (161). Damit ist gemeint, dass wir bei der Deutung von Erscheinungen auf einen impliziten Wissensvorrat zurückgreifen:

„Jede Interpretation dieser Welt gründet sich auf einen Vorrat eigener oder uns von Eltern oder Lehrern vermittelter früherer Welterfahrungen, die in der Weise unseres ‚verfügbaren Wissens‘ ein Bezugsschema bilden.“ (161)

Für die soziologische Forschung bedeutet das, dass wir es immer mit einem schon gedeuteten und sinnhaft strukturierten Gegenstand zu tun haben. Schütz spricht in diesem Zusammenhang von *Konstruktionen ersten Grades*, die Menschen in Auseinandersetzung mit den Erscheinungen in ihrem Alltag herstellen. Die Forscherin rekonstruiert diese Deutungen, d. h. sie deckt gewöhnlich implizit bleibende Sinnbezüge hinter beobachtbaren Handlungen auf und überführt sie in explizite und treffende Begriffe, die *Konstruktionen zweiten Grades*. Dieser Gedanke der

Rekonstruktion von Konstruktionen bestimmt das Grundverständnis und das Vorgehen der qualitativen als einer *interpretativen Sozialforschung*.

Die soziale Welt ist für die interpretative Sozialforschung eine immer schon sinnhaft gedeutete Welt. Qualitativ-rekonstruktive Sozialforschung rekonstruiert die alltäglichen Konstruktionen von Akteuren, die „Konstruktionen ersten Grades“, mit Hilfe von „Konstruktionen zweiten Grades“.

Bei der Durchführung qualitativer Forschung ist *Offenheit* das leitende Prinzip. Es verweist darauf, dass es nicht darum geht, von Theorien ausgehend Hypothesen zu formulieren, die im Forschungsprozess mit größtmöglicher Standardisierung geprüft werden. Vielmehr sollen in der qualitativen Sozialforschung Hypothesen im Verlauf der Forschung erst generiert werden, indem Theorien aus dem empirischen Material entwickelt werden. Dadurch – so der Anspruch – wird Neues entdeckt. Entsprechend wird der Forschungsprozess in allen Phasen möglichst offen gestaltet. Dies beginnt schon bei der Forschungsfrage, die nicht als Hypothese formuliert wird, sondern offener und vager gehalten wird und im Verlaufe der Forschung auf der Basis gewonnener Erkenntnisse angepasst werden kann. Vor allem sollen auf das Thema bezogene wissenschaftliche Theorien und alltagsweltliche Erfahrungen (und Vorurteile!) zum Gegenstand der Forschung zurückgestellt werden, damit man sich unvoreingenommen seinem Forschungsfeld und seinen Daten nähern kann. Die Annahme ist, dass Leittheorien nicht nur hilfreich sein können, sondern auch das Risiko bergen, den Blick auf die Wirklichkeit zu verstellen.

Für die *Datenerhebung* heißt das, dass sie so gestaltet sein muss, dass nicht von Seiten der Forscherin Kategorien und Ordnungsgesichtspunkte vorgegeben werden, sondern dass sich vielmehr die Wirklichkeitskonzeption der Befragten eigendynamisch entfalten kann und die von ihnen gesetzten Relevanzen zur Geltung kommen (vgl. Hoffmann-Riem 1980: 350). Das sieht dann konkret so aus, dass zum Beispiel bei methodisch angeleiteten Beobachtungen nicht vorab ein Schema entwickelt wird, das dann im Feld die Beobachtung strukturiert. Vielmehr wird der Blick gezielt dafür offengehalten, was in der beobachteten Situation geschieht – Goffman brachte diese Haltung mit der programmatischen Frage „Was geht hier eigentlich vor?“ (Goffman 1996: 16) auf den Punkt. Bei qualitativen Interviews werden keine in einem Leitfaden vorformulierten Fragenkataloge abgearbeitet, sondern Fragen bzw. Stimuli werden so gestellt, dass es den Befragten überlassen bleibt, wie sie ihre Antwort strukturieren und formulieren. Auf diese Weise soll

erreicht werden, dass möglichst selbstläufige Erzählungen und Gesprächspassagen in Gang gebracht werden.

Offenheit als grundlegendes Prinzip qualitativer Sozialforschung zielt auf die Generierung von Theorien in einer unvoreingenommenen Haltung gegenüber dem zu untersuchenden Gegenstand. Sie bezieht sich auf den ganzen Forschungsprozess: auf die Formulierung der Fragestellung und auf die Gestaltung der Erhebung, bei der die Strukturierung der Erhebungssituation maßgeblich den untersuchten Personen überlassen ist und selbstläufige Gesprächspassagen und Praxen erzeugt werden.

Martin Kohli hat schon 1978 darauf aufmerksam gemacht, welche Vorteile offene Fragen gegenüber geschlossenen haben:

„In seinen Antworten gibt der Befragte zu erkennen, wie er die Frage aufgefasst hat. Das kann in der Datenauswertung berücksichtigt werden. Bei geschlossenen Verfahren kann dagegen nicht überprüft werden, ob die ‚Übersetzung‘ der Forschungsfragen in den Kode des Befragten gelungen ist. ... Dabei handelt es sich um einen doppelseitigen Prozess: der Befragte kann die Frage, der Forscher aber auch die Antwort falsch – d. h. nicht im intendierten Sinn – verstehen.“ (Kohli 1978: 10).

Das bedeutet: Auch geschlossene Fragen und standardisierte Antworten sind immer sinntragend und daher Interpretationen, also eine Auswahl aus einer Reihe von möglichen Bedeutungen. Kohli zieht den Schluss: „Nur mit offenen Verfahren können die Gliederungsgesichtspunkte des Befragten selbst sichtbar gemacht werden, nur sie sind demnach zur Erfassung der eigenen Perspektiven geeignet“ (Kohli 1978: 10). Eine solche offene Strategie bei Befragungen ermöglicht auch eine systematische Berücksichtigung des Kontextes, der damit nicht als potentieller Störfaktor oder als „Verzerrung“, sondern als in der Auswertung zu Berücksichtigendes verstanden wird. Daher kann man in diesem Zusammenhang vom *Prinzip der Kontextualität* bei der Datenerhebung in der qualitativen Forschung reden. Das gilt für die Erfahrungsbestände und Alltagssituationen, auf die sich die Ausführungen der Befragten beziehen und aus denen sie „schöpfen“ (vgl. Kohli 1978: 13).

An Beispielen aus einem Forschungsprojekt, das auf die Rekonstruktion von Weltansichten von Menschen zielte, die Arbeitslosengeld II (ALG II) beziehen, soll das Prinzip der Kontextualität verdeutlicht werden. Mit Weltansichten sind subjektive Theorien zur Ordnung der Welt und dazu, wie Dinge – auch im größeren Maßstab

– zusammenhängen, gemeint (vgl. Sammet 2014). Im Projekt ging es sowohl um religiöse als auch nicht-religiöse Weltansichten (vgl. Sammet 2011). In einem biographischen Interview mit einer jungen Friseurin, die zusätzlich zu ihrer Erwerbsarbeit aufstockend ALG II bezieht, findet sich die folgende Äußerung:

Also ich hab ne Salonleiterin, Chefin die ist super toll, die ist (2) sechs Jahre älter als ich (2) ooch hat 'n Tag vor mir Geburtstag, mein Sternzeichen, vielleicht hängt da manches zusammen, man weiß es ja nicht. Obwohl ich eigentlich nicht so bin und an Horoskope und so was glaube. Aber das ist einfach alles stimmig, wie wir denken, im Allgemeinen, übers Arbeiten (2). Wir ham ooch so'n bisschen denselben Stil und .. ja sie ist eigentlich ooch jetzt so mein Vorbild, wie sie das ooch durchzieht.

Auf den ersten Blick ist die Äußerung widersprüchlich, und man fragt sich: Glaubt sie nun an Horoskope oder nicht? Wenn man allerdings die Kontexte und Bezüge berücksichtigt, wird das Bild klarer: Der Bezug auf Sternzeichen und die Betonung des Nicht-Glaubens erfüllen jeweils unterschiedliche Funktionen. Auf der einen Seite begründet die Befragte Charaktereigenschaften und Wesensähnlichkeiten von Personen mit ihrem gemeinsamen Sternzeichen. Der Verweis auf Sternzeichen hat also eine ordnende Funktion im Alltag. Vorher schon hatte die Befragte erwähnt, dass alle ihre früheren Freunde und der aktuelle Lebensgefährte dasselbe Sternzeichen hätten. In Hinblick auf das berufliche Vorbild, an dem sie sich orientiert, wie in Hinblick auf Intimbeziehungen dienen Sternzeichen zur Kategorisierung von Menschen, die ihr nahestehen. Insofern begründet das Sternzeichen Wahlverwandtschaften.

Auf der anderen Seite ist gut vorstellbar, dass die Probandin, wenn sie einen Fragebogen ausfüllen würde, bei einer entsprechenden Frage vermutlich aussagen würde, dass sie nicht an Horoskope bzw. Sternzeichen glaube. Es ist Teil ihrer Selbstdarstellung als rationale, nüchtern zupackende Person. Das ganze Interview durchzieht die Betonung von Selbständigkeit, Selbstverantwortung und Reife. Die Befragte legt Wert darauf, dass sie – im Unterschied zu früher – ihr Leben selbst bestimme und sich nicht mehr anderen unterordne. Von religiösen Semantiken grenzt sie sich explizit ab. Die Frage: „Es gibt ja Leute, die sagen würden, dass sie Halt finden in der Religion, wie ist denn das bei Ihnen?“ verneint sie entschieden und erläutert auf Nachfrage:

Gar nicht. Also es ist einfach so für mich .. als Kind fand ich das vielleicht toll, es gibt 'n Weihnachtsmann et cetera (3) da ist es ja ooch okay. Aber als Erwachsener, was ich nicht sehe, gibt's für mich nicht (2). Gott, gibt's nicht,

den hat irgendjemand mal irgendwann erschaffen hier an diesen (2) Kreuz, irgend 'n Mann mit nem Vollbart. Wo kommt der her? Und denn eben das, kommt aus dem Himmel, im Himmel gibt's keene Menschen. Also Vögel fliegen da rum, ich bin da einfach, ich bin da wieder viel zu realistisch. Ich hab zwar ooch mal so mit meiner Oma gesprochen, dass sie da, aber wie gesagt, das war so damals und (3).

Die Befragte unterscheidet in dieser Passage eine reife von einer naiven Sicht auf die Welt, die sie als Kind hatte und in der der Glaube an Gott dem an den Weihnachtsmann gleichgesetzt ist. Später nennt sie darüber hinaus Märchen oder Fernseh-Serien wie „Star Trek“, an die sie ebenfalls nicht glaube. Als Kind konnte sie noch mit der verstorbenen Großmutter reden, was ihr in schwierigen Lebenssituationen weiter half: „Auch wenn ich nicht an Gott glaube äh manchmal dann immer mal so mit ihr gesprochen, wenn's mir dann mal so schlecht ging, hab ich immer mal so mhm guckst ja zu mir runter und so.“ Heute als Erwachsene zeichnet sie sich dagegen durch eine nüchtern-pragmatische Haltung zur Welt aus, die den Himmel nicht als Chiffre für große Transzendenzen, sondern ganz diesseitig als Lebensraum von Vögeln wahrnimmt. Damit setzt sie ihre Äußerungen implizit in den Kontext von in Ostdeutschland verbreiteten Säkularismen, wie das Gargarin zugeschriebene Zitat, dass er im Weltraum Gott nicht begegnet sei. Durch diesen Verweis kontextualisiert sie ihre Äußerung also selbst. Erst durch die Entschlüsselung dieses mitlaufenden Subtextes ergeben ihre Aussagen Sinn. Die Aufgabe der Forscherin ist es, diese Bezüge aufzudecken.

Man kann also unterschiedliche Bezüge und Funktionen der Äußerungen unterscheiden: einerseits die Selbstdarstellung als nüchterne, zupackende und reife Person, die ihr Leben selbst in die Hand nimmt und die sich von allem, was irrational erscheint, distanziert, und andererseits der mit einer expliziten Distanzierung verbundene praktische Rekurs auf Sternzeichen, der ihr ermöglicht, Zusammenhänge – in diesem Fall Beziehungen – ohne weitere Begründung zu plausibilisieren.

Das Prinzip der *Kontextualität* verweist darüber hinaus auf die Interaktion zwischen Interviewerin und Interviewee⁸ sowie die dabei wirksamen wechselseitigen Zuschreibungen. Das heißt: In welcher Rolle bzw. als welche Person fühlt sich die Befragte angesprochen? In welcher Weise möchte sie sich präsentieren

8 „Interviewee“ ist ein in der qualitativen Forschung üblicher Begriff für die untersuchte (in diesem Fall: befragte) Person. Andere Möglichkeiten wären auch „Befragte“ oder in einem weiteren Verständnis „Untersuchungsperson“, „Forschungssubjekt“ oder auch „Probandin“. An dieser Stelle ist „Interviewee“ sehr treffend, weil es um die Beziehung zwischen interviewter Person und Interviewerin geht.

und entsprechend wahrgenommen werden? Wie bzw. als welche Person wird die Interviewerin adressiert: als Vertreterin der Wissenschaft und damit einer fremden, Autorität repräsentierenden Welt, oder aber als junge Studentin oder Doktorandin, die man am eigenen Erfahrungsschatz teilhaben lässt? Als Bündnispartnerin und Sprachrohr für das eigene, z. B. politische Anliegen? In ähnlicher Weise kann man die Selbst- und Fremdtypisierungen, also die Selbstpräsentationen und Adressierungen der Interviewerin gegenüber der Probandin analysieren. Als Beispiel dafür möchten wir noch einmal das Interview mit der ostdeutschen Friseurin heranziehen.

Die Frage, wie die Interviewten angesprochen werden sollen, wurde im Projekt vor den Interviews ausgiebig diskutiert. „Hartz IV“, der landläufig gebräuchliche Begriff für das Arbeitslosengeld II, ist durch mediale Debatten zu einem Stigma geworden. In Abgrenzung zu diesen Diskussionen wurde im Interview-Stimulus das Interesse an den Erfahrungen von Hartz-IV-Empfängern betont. Darauf reagierte die Probandin folgendermaßen:

Ja also zuerst mal äh beziehe ich kein Hartz vier sondern dieses ähm Arbeitslosengeld zwei, vorher hieß es ja, wo das noch getrennt war, Arbeitsamt und äh die Arge die's jetzt gibt, hieß es ja noch Sozialhilfe, die hab ich vorher schon bezogen und ja .. da war's Sozialhilfe und jetzt geh ich ja arbeiten, das heißt jetzt krieg ich auch Arbeitslosengeld zwei. Genau da gibt's ja noch äh Arbeitslosengeld eins und dieses Hartz vier. Und das kriegen ja die, die komplett zuhause sind ne.

Bereits in dieser gewissermaßen „vorgelagerten“ Reaktion wird deutlich, wie die Probandin wahrgenommen werden will: als eine Frau, die arbeitet, im Unterschied zu den Hartz-IV-Empfängern, von denen sie sich abgrenzt und denen sie nicht zugerechnet werden möchte. Für die Analyse der für die Selbstwahrnehmung und Abgrenzung nach außen herangezogenen Kontexte ist also schon diese Reaktion überaus aufschlussreich. Prinzipiell ist zu sagen, dass die ersten Passagen von Interviews sehr instruktiv sind und immer analysiert werden sollten.

Das Prinzip *Kontextualität* bezieht sich auf die systematische Berücksichtigung des Kontextes in der qualitativen Forschung. Durch die Art der Datenerhebung und die Transkription werden systematisch die Erfahrungsbestände und Alltagssituationen, auf die Äußerungen sich beziehen, in die Analyse einbezogen. Das gilt auch für die Interviewsituation und die Beziehung zwischen Interviewerin und Interviewee mit ihren Adressierungen und wechselseitigen Typisierungen.

Damit ist schon das *Prinzip der Kommunikation* angesprochen. Dieses Prinzip geht davon aus, dass „Datengewinnung eine kommunikative Leistung“ (Hoffmann-Riem 1980: 347) sei. Die qualitative Sozialforschung strebt daher danach, die Erhebung und Auswertung von Daten so zu gestalten, dass sichtbar wird, wie im Prozess der Befragung Rahmungen, Typisierungen und Zuschreibungen interaktiv ausgehandelt und hergestellt werden (Rosenthal 2005: 44). Wie wird von Interviewerin und Befragter die Interviewsituation gedeutet? Um was geht es dabei? Wie präsentieren die Forscher ihr Anliegen und sich selbst? Wie möchte die befragte Person wahrgenommen werden?

Die Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, die in den 1970er Jahren maßgeblich zur Etablierung der qualitativen bzw. interpretativen Sozialforschung in Deutschland beitrug und der unter anderem Joachim Matthes, Fritz Schütze und Ralf Bohnsack angehörten, hat daher vorgeschlagen, dass Sozialforschung kommunikative Verfahren nutzen sollte. Dem liegt die Auffassung zugrunde, dass soziale Wirklichkeiten kommunikativ konstituiert werden.

Das heißt, die Kommunikation in der Datenerhebung soll den Regeln des Alltags entsprechend gestaltet werden, so dass die Befragten ihre Sicht der Welt und ihre Situationsdefinitionen zum Ausdruck bringen können (vgl. Rosenthal 2005: 44), und zwar sowohl in Hinblick auf ihre Lebenswelt als auch in Hinblick auf die Forschungssituation. Das kann auf Interviews ebenso wie auf Beobachtungen bezogen werden.

Das *Prinzip der Kommunikation* versteht die Datengewinnung als einen kommunikativen Prozess der Beteiligten. Dementsprechend orientiert sich die Gestaltung der Forschung an den Regeln der alltäglichen Kommunikation.

Ein Moment von Kommunikation, auf das wir noch einmal explizit hinweisen und auf den Forschungsprozess beziehen möchten, ist, dass Kommunikation immer mit *Fremdverstehen* verbunden ist. Wir können in die Köpfe der anderen Menschen nicht hineinschauen, sondern interpretieren ihre Handlungen und Äußerungen immer auf der Basis unserer eigenen, im Verlauf des Lebens aufgeschichteten Erfahrungen und unserer *Wissensbestände*. Genauso agieren andere in Interaktionen uns gegenüber. Dabei werden wechselseitige Typisierungen und Situationsdeutungen wirksam, die unausgesprochen bleiben und als geteilt unterstellt werden, solange sie nicht problematisch werden. Geraten solche situativen Definitionen jedoch ganz offensichtlich in Konflikt miteinander, dann werden die unterstellten

Zuschreibungen explizit gemacht und eingefordert bzw. abgeglichen. Dies ist der Fall, wenn eine Interaktion von den Beteiligten ganz unterschiedlich gedeutet wird, also z. B. von der einen Person als Gespräch unter Freunden und von der anderen als Verkaufsgespräch. Oder auch wenn man die Person, mit der man es tun hat, falsch typisiert, also etwa als Sekretärin und nicht als Professorin – oder umgekehrt.

Die Forschungskommunikation beinhaltet ebenso ein Fremdverstehen. Die Fremdheit wird jedoch – anders als im Alltag – in der Forschung bewusst und nutzbar gemacht, indem wir all das einklammern und zurückstellen, was wir über unseren Gegenstand zu wissen glauben. Was dieses *Prinzip der Fremdheit* ausmacht, hat Hildenbrand folgendermaßen formuliert:

„Je fremder das Feld, desto eher können die Sozialforscher als Fremde auftreten, denen die Forschungssubjekte etwas zu erzählen haben, das für die Forscher neu ist, und desto fragwürdiger wird für die Forscher die Alltäglichkeit des Lebenszusammenhangs der Forschungssubjekte, die für diese selbst weitgehend fraglos ist“ (Hildenbrand 1991: 258).

Fremdheit in der Forschung soll verhindern, dass Forschende immer nur bestätigt sehen und wiederfinden, was sie (vermeintlich) schon vorher wussten. Selbstverständlichkeiten, die das alltägliche Handeln bestimmen, werden so erst analysierbar. Wenn Fremdheit im Forschungsfeld nicht ausreichend gegeben ist, muss umso mehr versucht werden, eine Position der Fremdheit und Distanz einzunehmen, sich also künstlich fremd zu machen. Aus dem Prinzip der Fremdheit ergibt sich umgekehrt auch, dass wir Forschungsfelder meiden sollten, die uns allzu sehr vertraut sind oder in die wir in irgendeiner Weise selbst involviert sind. Das heißt: Keine Forschung im eigenen Umfeld, im Kreis der eigenen Familie, der Freunde oder Bekannten, oder in Feldern, in denen wir selbst im Alltagsleben eine Funktion ausüben!

Diese Regel gilt aus verschiedenen Gründen. Aufgrund der Fremdheit von Interviewer und Interviewtem müssen die Befragten nicht befürchten, dass das, was sie uns erzählen, Konsequenzen für ihren Alltag hat, weil man eben keinen Alltag teilt. Man begegnet sich für die Zeit des Interviews und danach nicht wieder. Man kann erzählen, was man Bekannten nicht erzählen würde. So hat die erwähnte Friseurin im Interview von einer Jahre zurückliegenden Abtreibung berichtet, über die sie seit langer Zeit nicht mehr gesprochen hatte. Aufgrund des episodischen Charakters und der dadurch ermöglichten Offenheit wird die Interviewsituation manchmal auch mit dem Gespräch von Fremden im Eisenbahnabteil (vgl. Wohlrab-Sahr 1993: 132) verglichen.

Ein weiterer Grund für die Bedeutung des Prinzips Fremdheit ist, dass Menschen, die wir kennen, davon ausgehen, dass wir vieles über sie schon wissen, das

sie dann nicht mehr im Detail erklären müssen. Gesprächspartner, die wir nicht kennen, müssen mehr ins Detail gehen, damit wir sie verstehen.

Qualitative Sozialforschung versteht sich als methodisch kontrolliertes Fremdverstehen. Das Prinzip Fremdheit verlangt ein „Sich-Fremd-Machen“ des Forschenden, indem er vorhandenes Vorwissen zum Gegenstand und zum Feld ausblendet.

Die Forschungsbeziehung ist durch die Fremdheit von Konsequenzen für den Alltag entlastet, und der Befragte ist angehalten, auch selbstverständlich Erscheinendes detailliert zu schildern.

Bei der Datenerhebung kommt das erwähnte Prinzip der Offenheit auch bei der Auswahl der zu erhebenden und der auszuwertenden Fälle zum Tragen. Bei der Zusammensetzung des *Samples* wird Offenheit so umgesetzt, dass erst im Verlauf der Forschung und nach Auswertung erster Fälle über Strategien für das weitere Sampling entschieden wird. Dabei spielen Überlegungen, wo interessante Kontraste zu finden wären, eine wichtige Rolle. Weniger bzw. gar nicht leitend sind dagegen formale Kriterien, z. B. statistische Verteilungen von Merkmalen in einer Population, also Fragen der statistischen Repräsentativität. Vielmehr werden nach der Strategie des *Theoretical Sampling* (vgl. Strauss/Corbin 1996:148-165) Fälle gesucht, die einen *minimalen* oder auch einen *maximalen* Kontrast zu den bisher rekonstruierten Fällen versprechen. Gezielt gesucht werden also sowohl ganz ähnlich gelagerte als auch ganz unterschiedliche Fälle. Mit dieser Strategie kann überprüft werden, ob die bis dahin generierten Hypothesen fallspezifisch sind, also nur für den besonderen Einzelfall gelten, oder ob sie darüber hinaus verallgemeinert werden können.

Offenheit beim Zusammenstellen des *Samples* wird am besten durch das *Theoretical Sampling* umgesetzt. Das heißt, dass das *Sample* erst im Verlauf der Forschung auf der Basis erster Auswertungen nach und nach bestimmt wird. Dabei werden die Strategien minimaler und maximaler Kontrastierung eingesetzt.

Das Ziel qualitativen Forschens ist es, generalisierte Erkenntnisse zu formulieren. Dies wird im Sinne des *Theoretical Samplings* durch „theoretische Sättigung“ (vgl. Strauss/Corbin 1996: 159; Strübing 2004: 32f.) erreicht. Es geht darum, theoretische



<http://www.springer.com/978-3-531-18008-3>

Einführung in die Methoden der sozialwissenschaftlichen
Religionsforschung

Pickel, G.; Sammet, K.

2014, X, 176 S., Softcover

ISBN: 978-3-531-18008-3